

Donna Leon
Flüchtiges Begehren

*Commissario Brunettis
dreißigster Fall*

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Werner Schmitz

Diogenes

Titel des Originals: ›Transient Desires‹
Das Motto aus: Georg Friedrich Händel,
›Israel in Ägypten‹, Zweiter Teil
Das Zitat in Kapitel 16 aus: Homer, ›Ilias‹, XVIII,
in der Übersetzung von Johann Heinrich Voß
und das Zitat in Kapitel 18 aus: Tacitus, ›Annalen‹, XIV, 9,
in der Übersetzung von Carl Hoffmann;
Heimeran, München 1954
Covermotiv: Foto von Neil Cherry
Copyright © mauritius images/
Picfair/Neil Cherry

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2021
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
1100/21/852/1
ISBN 978 3 257 07120 7

Für Romilly McAlpine

*The depths have covered them:
they sank into the bottom as a stone.*

Die Tiefe deckte sie,
sie sanken hinab zum Abgrund wie ein Stein.

GEORG FRIEDRICH HÄNDEL,
ISRAEL IN ÄGYPTEN

Brunetti schlief aus. Gegen neun drehte er den Kopf nach rechts und öffnete ein Auge, sah auf die Uhr und schloss das Auge wieder, nur noch ein Weilchen liegen bleiben. Als er das nächste Mal auf die Uhr sah, war es halb zehn. Er streckte den linken Arm nach Paola aus, ertastete aber nur noch die längst erkaltete Delle, die seine Frau hinterlassen hatte.

Er drehte sich zur Seite, kam dann ins Sitzen, ruhte kurz von der Anstrengung aus und schlug endlich beide Augen auf. Man sah immer noch diesen braunen Fleck an der Zimmerdecke rechts über dem Fenster, der aussah wie ein kleiner Oktopus, wo vor einigen Monaten Wasser eingedrungen war. Je nach Lichteinfall wechselte er die Farbe, manchmal auch die Form, nur die sieben Tentakel blieben.

Brunetti hatte Paola versprochen, den Fleck zu überstreichen, doch immer war er in Eile, oder es war Abend, und er wollte so spät nicht mehr auf die Leiter, oder er hatte keine Schuhe an und fand es zu riskant, in Socken hochzuklettern. An diesem Morgen störte auch ihn der Fleck, und ihm fiel der Mann ein, der gelegentlich kleinere Arbeiten für sie verrichtete: Den würde er bitten, das endlich zu erledigen.

Oder könnte Raffi nicht – statt vor dem Computer zu sitzen oder mit seiner Freundin zu telefonieren – den Pinsel schwingen und sich ausnahmsweise mal bei seinen Eltern nützlich machen? Brunetti schob Groll und Selbstmitleid

beiseite, als ihm die drei Gläser Grappa wieder einfielen, die er am Vorabend getrunken hatte und die womöglich für seine wehleidige Verfassung verantwortlich waren.

Einmal im Jahr traf er sich mit ein paar Schulkameraden vom *liceo* zum Essen in einem Restaurant an der Riva del Vin, wo der diensteifrige Inhaber ihnen jedes Mal denselben Ecktisch mit Blick auf den Kanal reservierte, so auch gestern.

Ihre Schar von ursprünglich dreißig war im Lauf der Jahre auf zehn geschrumpft. Einige waren der Unbequemlichkeiten des Lebens in Venedig überdrüssig geworden und anderswo hingezogen; andere hatten bessere Arbeit in anderen Gegenden Italiens oder Europas gefunden, manche waren krank und zwei gestorben.

Zu dem Treffen gestern erschienen neben Brunetti auch die drei anderen langjährigen Organisatoren. Luca Ippodrino war gekommen, der die Trattoria seines Vaters dank simpler Tricks in ein weltberühmtes Restaurant verwandelt hatte: Die Speisekarte war noch dieselbe wie vor dreißig Jahren, nur wurde das, was seine Mutter früher für die Bootsleute am Rialto gekocht hatte, nun auf Porzellantellern in viel kleineren Portionen hübsch dekoriert serviert – zu astronomischen Preisen. Insbesondere während der Biennale und des Filmfestivals war Luca auf Monate ausgebucht.

Auch Franca Righi war da gewesen, Brunettis erste Freundin, die in Rom Physik studiert hatte und jetzt dort unterrichtete. Sie hatte Brunetti immer in Biologie und Physik geholfen und erzählte ihm bei ihren Treffen mit Genugtuung, welche Lehrsätze, die sie damals gepaukt hat-

ten, mittlerweile widerlegt und durch neue ersetzt worden waren.

Und schließlich Matteo Lunghi, ein Gynäkologe, den seine Frau wegen eines wesentlich jüngeren Mannes verlassen hatte. Den ganzen Abend lang hatten sie den frisch Geschiedenen aufmuntern müssen.

Die übrigen sechs waren mehr oder weniger erfolgreich – beziehungsweise zufrieden. Jedenfalls taten sie so vor den Gefährten ihrer Jugendzeit, mit denen sie so viele Ansichten teilten – nicht zuletzt das Gefühl dafür, was sich schickte.

Doch darüber wollte Brunetti jetzt lieber nicht nachdenken; er warf die Decke zurück, ging ins Bad und stieg unter die Dusche.

Das heiße Wasser weckte seine Lebensgeister, und er duschte nach Herzenslust, da niemand da war, der gegen die Wasserverschwendung hätte protestieren können. Wieder im Schlafzimmer, hängte er das Handtuch über eine Stuhllehne und begann sich anzukleiden. Er wählte einen dunkelgrauen Zweiteiler, den er seit dem Winter nicht mehr getragen hatte. Der Kaschmiranzug war für einen Spottpreis zu haben gewesen, als der Herrenausstatter am Campo San Luca vor zwei Jahren schließen musste. Seltsam, dachte er, während er den Knopf ins Knopfloch zwängte: Am Anfang hatte ihm die Hose besser gepasst. Vielleicht war sie in der Reinigung irgendwie eingegangen; bestimmt würde sie im Lauf des Tages wieder weiter.

Er setzte sich auf den Stuhl, zog dunkle Socken und schwarze Schuhe an, die er vor Jahren in Mailand erstanden hatte und die sich seitdem so perfekt an seine Fußform angepasst hatten, dass er jedes Mal genüsslich hineinschlüpfte.

Gestern war es warm gewesen, wunderbares Spätherbstwetter, also verzichtete er auf eine Weste und nahm lediglich das Jackett. In der Küche fand sich kein Zettel von Paola. Es war Montag, da kam sie erst am späten Nachmittag nach Hause, nachdem sie stundenlang in ihrem Büro an der Universität gesessen hatte, vorgeblich, um für die Doktoranden da zu sein, die sie betreute. Tatsächlich kam aber nur selten jemand vorbei, und sie konnte in aller Ruhe lesen oder ihre Seminare vorbereiten. So viel zum Leben der Gelehrten, dachte Brunetti.

Auf dem Weg zur Questura kehrte Brunetti bei Rizzardini ein, bestellte Kaffee und eine Brioche. Zum Abschluss trank er noch einen zweiten Kaffee und ein Glas Mineralwasser. Von Koffein und Zucker beflügelt, brach er um halb elf zum Rialto auf und durchquerte das Zentrum just um die Zeit, da die Einwohner vom Markt heimkehrten und durch Touristen, die sich für venezianischer als die Venezianer hielten, ersetzt wurden, auf der Jagd nach Prosecco oder *un'ombra*.

Zwanzig Minuten später bog er auf die *riva* zur Questura ein und betrachtete die gesäuberte und restaurierte Fassade von San Lorenzo auf der anderen Seite des Kanals, keine Kirche mehr, sondern mittlerweile offenbar eine Galerie, die sich für die Rettung der Meere engagierte. Die jahrzehntealte Tafel, auf der der Beginn der endlosen Renovierung vermerkt gewesen war, war ebenso verschwunden wie das von Anwohnern gezimmerte Katzendomizil, das dort seit Urzeiten gestanden hatte.

In der Eingangshalle der Questura sichtete der Commissario seinen Vorgesetzten, Vice-Questore Giuseppe Patta.

Instinktiv zückte Brunetti sein *telefonino* und beugte sich darüber. Er nickte dem Beamten, der ihm die Glastür aufhielt, zwar zu, blieb jedoch, ungeduldig mit seinem Handy hantierend, draußen stehen und meinte schließlich gereizt: »Haben wir hier unten auch keinen Empfang, Graziano?«

Dem Wachhabenden war klar, dass Brunetti zwei Stunden zu spät zur Arbeit erschien und dass der Vice-Questore selten gut auf Brunetti zu sprechen war. »Der Empfang ist schon den ganzen Morgen schlecht, Signore«, sagte er mit einer ausladenden Handbewegung. »Hatten Sie dort hinten einen?«

Brunetti schüttelte den Kopf. »Da ist es auch nicht besser. Macht mich wahnsinnig, diese ...« Er brach mitten im Satz ab, als Patta auf ihn zukam. »Guten Morgen, Vice-Questore«, grüßte er und fügte, mit dem Handy wedelnd, dienstbeflissen hinzu: »Versuchen Sie es gar nicht erst da draußen, Dottore. Keine Chance. Nichts funktioniert.«

Er steckte das Handy wieder ein und wies auf die Treppe. »Ich probiere es noch einmal mit meinem Bürotelefon, vielleicht funktioniert das inzwischen wieder.«

Völlig verwirrt, fragte Patta: »Stimmt was nicht, Brunetti?« Pattas Tonfall glich bemerkenswert Brunettis eigenem, wenn seine Kinder ihm früher weismachen wollten, sie hätten ihre Hausaufgaben bereits erledigt.

Wie ein Ankläger, der einem Pressefotografen das Tatwerkzeug präsentiert, hielt der Commissario sein Handy hoch: »Kein Empfang.«

Aus den Augenwinkeln sah er Graziano zustimmend nicken, als habe der Wachhabende mitbekommen, wie Brunetti vergeblich zu telefonieren versucht hatte.

Brunetti nicht weiter beachtend, fragte Patta den Beamten: »Wo bleibt Foa?«

»Er sollte in drei Minuten hier sein, Vice-Questore«, versicherte Graziano mit einem Blick auf seine Uhr; irgendwie gewann er an Format, wenn er mit Patta sprach. Wie herbeigezaubert bog in diesem Augenblick das Polizeiboot in den Kanal ein, glitt an der Kirche vorbei, unter der Brücke hindurch und hielt an der Anlegestelle neben den drei Männern.

Ohne einen Gruß wandte Patta sich dem Boot zu, das ihn mit leise schnurrendem Motor erwartete. Foa warf ein Tau, sprang aufs Pflaster, salutierte und streckte den Arm aus, als gelte es, eine Horde aufdringlicher Reporter abzuwehren. Patta, der alles im Umkreis von einem Meter um sich herum auf sich selbst bezog, benutzte Foas Unterarm als Stütze beim Einsteigen.

Mit einem Lächeln in Richtung seiner Kollegen löste Foa die Leine, sprang über die Bootswand und landete vor dem Steuer. Der Motor brauste auf, das Boot machte eine Spitzkehr und verschwand in der Richtung, aus der es gekommen war.

Auf der Treppe zu seinem Büro ging Brunetti seine Geschichte mit dem angeblich schlechten Handyempfang nicht aus dem Kopf. Die Questura war an allen Ecken und Enden nicht in Schuss, Brunettis Erfindung also durchaus glaubwürdig. Die Heizung war ein Witz, pustete im Winter nur schwach mal hier, mal da im Gebäude. Eine Klimaanlage gab es nur in wenigen privilegierten Büroräumen. Die Stromversorgung funktionierte zwar einigermaßen, aber gelegentliche Spannungsspitzen hatten bereits mehrere Computer und einen Drucker zerstört. Die Belegschaft war mittlerweile so leidgeprüft, dass hin und wieder explodierende Glühbirnen nur noch als Vorspiel für das Feuerwerk zu Redentore betrachtet wurden. Auch die sanitären Einrichtungen zickten hin und wieder; das Dach war an zwei Stellen undicht, und die meisten Fenster ließen sich schließen, manche aber nicht öffnen.

Brunetti überlegte, ob er nicht selbst diesem Gebäude glich, hier ein Zipperlein, da ein kleiner Defekt, aber dann gingen ihm die Vergleiche aus. Er nahm die Hand vom Geländer und richtete sich beim Treppensteigen gerader auf.

Oben im Büro warf er die am Campo Santa Marina gekaufte Zeitung auf den Schreibtisch. Er fand es unangenehm warm und öffnete ein Fenster. Die Aussicht, das musste er zugeben, hatte sich verbessert, seit man die Kirche frisch herausgeputzt und das altersschwache Katzendomizil entfernt hatte. Aber die Katzen fehlten ihm doch.

Er nahm sein Handy aus der Tasche und wählte Paolas Nummer. Sie meldete sich erst nach mehrmaligem Läuten: »Sì?« Weiter nichts.

»Ah«, rief Brunetti und erklärte dann mit tiefer Stimme: »Was hört mein Herz für Töne, beglückt von ...«

»Was gibt es, Guido?«, unterbrach sie ihn, und dann erklärend: »Ich spreche gerade mit einem meiner Studenten.«

Brunetti hatte sich eigentlich nur erkundigen wollen, was es zum Abendessen geben würde; jetzt sagte er: »Ich wollte dir nur sagen, wie sehr ich dich liebe.«

»Besten Dank«, meinte sie und hängte ein, bevor er zu weiteren Ergüssen ansetzen konnte.

Brunetti schielte nach der Zeitung – mit Sicherheit interessanter als die ungelesenen Rapporte auf seinem Schreibtisch, berichtete sie doch über die Ereignisse in der Welt jenseits des Ponte della Libertà. Wie oft hielt er seinen Kindern ihren Mangel an Neugier vor, nicht nur, was ihr Heimatland betraf, sondern auch darüber hinaus. Wie sollten sie zu verantwortungsvollen Bürgern heranreifen, ohne über ihre Staatsvertreter und Gesetze Bescheid zu wissen sowie die Allianzen, die uns mit Europa und anderen Ländern verbanden?

Noch bevor er den *Gazzettino* aufschlug, hatte Brunetti eine Eloge auf den Patriotismus entworfen, auf die selbst Cicero stolz gewesen wäre. Die *narratio* fiel ihm nicht schwer: Seine Kinder interessierten sich nicht für die Politik ihres Landes. Die *refutatio* war ein Leichtes: Mühelos könnte er die Behauptung vom Tisch fegen, Italien sei eine bloße Marionette von Deutschland und Frankreich. Nach der *peroratio*, in der er sie beschwor, ihre Verantwortung als

Staatsbürger wahrzunehmen, wollte er gerade zum Schluss kommen, als sein Blick auf die Schlagzeile fiel: »*Morta la moglie strangolata: Una settimana di agonia.*« Also war sie gestorben, die junge Frau, die ihr heroinsüchtiger Mann bis zur Bewusstlosigkeit gewürgt hatte – nach einer Woche Totenkampf, die Ärmste. Sie hinterließ ein Kind. Wie so oft in solchen Fällen hatten sie kurz vor der Scheidung gestanden. Nun ja.

Dann eine kurze Meldung über zwei junge Amerikanerinnen, die man am Sonntag in den frühen Morgenstunden auf dem Steg vor der Notaufnahme des Ospedale Civile bewusstlos vorgefunden hatte. Der Artikel nannte ihre Namen. Dann hieß es nur noch, eine der beiden hätte einen gebrochenen Arm gehabt.

Unaufhaltsam wanderte sein Blick zu dem Artikel darunter: Da ging es um die Durchsuchung eines ehemaligen Schweinezuchtbetriebs bei Bassano, wo man bereits die sterblichen Überreste der zwei Ehefrauen des früheren Besitzers – der inzwischen eines natürlichen Todes gestorben war – entdeckt hatte. Und jetzt gab es Reste, die auf eine dritte Frau hinwiesen, die nach Aussage von Nachbarn eine Zeitlang dort gelebt hatte, dann aber plötzlich verschwunden sei.

Es war das Wort »Reste«, das Brunetti aus dem Büro hinaus und die Treppe hinunter ins Freie jagte. Er hielt auf die Bar zu, getrieben allein von dem Wunsch, all das hinter sich zu lassen.

Bamba Diome, der senegalesische Barmann, hatte seinen Arbeitgeber hinter dem Tresen abgelöst. Brunetti brachte nur ein wortloses Nicken zustande. Er sah nach links, die

drei Nischen waren besetzt. Umso besser, sagte er sich, schließlich war er nur hier, um kurz aufzutanken. Er studierte die Glasvitrine mit den *tramezzini*: Die hatte Sergio gemacht, der sie immer noch zu Dreiecken schnitt, während Bamba Rechtecke bevorzugte. Vielleicht eins mit Ei und Tomate? Bamba kam zu ihm und wischte kurz über den Tresen.

»Wasser, Dottore?«

Brunetti nickte. »Und eins mit Tomate und Ei.« Den vor ihm liegenden *Gazzettino* schob er beiseite. Bamba, dem dies nicht entging, sagte: »Schrecklich, nicht wahr, Dottore?«, und stellte ihm ein Glas Wasser und das *tramezzino* hin.

»Ja. Schrecklich«, bestätigte Brunetti, auch wenn er nicht wusste, welchen Artikel der Barmann meinte. Bamba sah nach den Nischen, wo jemand die Hand hob, und glitt dienstefrig hinter der Theke hervor.

Brunetti nahm einen Bissen, legte das *tramezzino* auf den Teller zurück und trank einen Schluck Wasser. Wenn dies mein tägliches Mittagessen sein müsste, dachte er, wäre mein Leben nicht mehr lebenswert. Das war kein Essen, nur Treibstoff. Gut waren sie ja, diese *tramezzini*, aber das änderte nichts daran, dass es bloß *tramezzini* waren. Wo sollte es hinführen, wenn wir ein Sandwich als Nahrung akzeptierten?

Brunetti, studierter Jurist, hatte sich immer auch für Geschichte interessiert, und Bücher über die Geschichte der Neuzeit hatten ihn gelehrt, wie Diktaturen sich oft aus Kleinigkeiten entwickeln: einschränken, wer welche Arbeit machen darf, wer wen heiraten, wer wo leben darf. Mit der

Zeit wachsen diese Auflagen sich aus, und bald dürfen manche Leute gar nicht mehr arbeiten oder heiraten oder – am Ende – leben. Er verwarf den Gedanken als völlig übertrieben. Der Weg zur Hölle war nicht mit *tramezzini* gepflastert.

Er ging zur Kasse. Bamba bongte den Betrag und reichte ihm die Quittung. Drei Euro fünfzig. Brunetti gab ihm einen Fünfeuroschein und wandte sich zum Gehen, ehe der Barman ihm herausgeben konnte.

Auf dem Rückweg zur Questura horchte Brunetti in sich hinein, ob seine Lebensgeister sich regten.

Die Sonne schwächelte bereits und schaffte es nicht mehr über die Gebäude zu seiner Linken. Endlich kommt das Wetter zur Vernunft, dachte Brunetti, bald wird es Zeit für *risotto di zucca*. In ein paar Wochen könnten Paola und er in die Giardini gehen und die Verfärbung genießen. Früher saßen sie oft im Parco Savorgnan, aber seit ein Sturm drei seiner Lieblingsbäume umgeworfen hatte, zog es Brunetti nicht mehr dorthin, auch wenn er somit auf das Gebäck bei Dal Mas verzichten musste. Schließlich gab es auch noch die Farbenpracht in den Giardini Reali: Die waren kürzlich wieder hergerichtet worden und lockten zudem mit einem wunderbaren Café, wo man ungestört einfach nur sitzen und lesen konnte.

Was immer an Nährstoffen in dem *tramezzino* gesteckt haben mochte, zu spüren war davon nichts, keine neuen Kräfte, die seine innere Unruhe hätten vertreiben können.

Unten an der Treppe blieb er vor der Korktafel an der Wand stehen. Der Innenminister, las Brunetti, äußere sich

besorgt, dass zu viele Leute ihre Dienstwagen für außerdienstliche Zwecke nutzten.

»Wie schockierend«, brummte Brunetti. »Vor allem hier bei uns.«

Seine gedämpfte Stimmung vom Vorabend hatte ihn immer noch im Griff. Schuld daran war vielleicht auch das Gespräch mit zwei alten Freunden, die vorzeitig in Rente gegangen waren und nun kein anderes Thema mehr kannten als die süßen Streiche ihrer Enkel.

Hier unten war niemand, auch auf der Treppe rührte sich nichts, in der Ferne klingelte ein Telefon und verstummte plötzlich. Beschämt über seine Trägheit und Pflichtvergesenheit gab er sich einen Ruck und rief Signorina Elettra in ihrem nur wenige Meter entfernten Büro an. Er müsse dringend gehen, sagte er, einer seiner Informanten wolle ihn unbedingt sofort sprechen.